

Stalins flüchtete sich die sowjetische Gesellschaft ins Verdrängen und Vergessen. Sie fand keine Sprache für das, was geschehen war. Nicht Erinnerung, sondern Verleugnung des eigenen Leidens bestimmte den Umgang mit der Vergangenheit. Dies lag auch daran, dass die Angst auch nach 1956 nicht aus dem sowjetischen Leben verschwand, jene lähmende Emotion, die das eigentliche Thema dieses Buches ist.

Berlin

Jan C. Behrends

Geschichte der Erinnerungen

Carola Sachse/Edgar Wolfrum/Regina Fritz (Hrsg.): Nationen und ihre Selbstbilder. Postdiktatorische Gesellschaften in Europa, 367 S., Wallstein, Göttingen 2008.

Ernest Renans berühmte Vorlesung an der Pariser Sorbonne im Jahre 1882 enthielt die These, dass Nationen langfristig stärker von ihren Opfern und Niederlagen als von ihren Siegen bestimmt werden. Das zwanzigste Jahrhundert mit seiner Abfolge von Diktaturen und Weltkriegen bietet dafür reichhaltiges Anschauungsmaterial. Renan folgend müsste man bei den meisten Nationen deshalb für das 20. Jahrhundert von einer Umgründung, zumindest aber von einer tiefgreifenden Veränderung des Selbstbildes ausgehen. Dies gilt auch für die Europäische Union, die Autoren wie Tony Judt zufolge nur eine negative Identität mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust ausbilden kann. Doch gab es weit mehr Diktaturerfahrungen als den Nationalsozialismus, vor allem den sowjetischen Kommunismus, die Erfahrung des Gulag und der Deportationen. Wie verhalten sich die Erinnerungen an die verschiedenen Diktaturerfahrungen zueinander? Ist eine europäische Erinnerung, die über den Protest gegen Gewalt und Unterdrückung hinausgeht und ein gemeinsames Objekt findet, noch möglich? Zwingt die Erinnerung an mehrere Diktaturen zum Abschied vom Holocaust als gemeinsamem negativen Bezugspunkt europäischer Identität?

Der vorliegende Band weiß sich diesen Fragestellungen verpflichtet. Er entstand aus dem Graduiertenkolleg „Diktaturüberwindung und Zivilgesellschaft in Europa“ der Universität Heidelberg heraus. Er dokumentiert und erweitert den Workshop zur „(Re-)Formulierung nationaler Selbstbilder in postdiktatorischen Gesellschaften

in Europa“ (Wien, 2006). Nachwuchswissenschaftler stellten anhand ihrer Dissertationsprojekte vor, wie Diktaturen in West- und Osteuropa nach 1945 und nach 1990 erinnert wurden und werden. Welche Muster bestimmen die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und an den Holocaust, welche diejenige an die kommunistische Diktatur in Osteuropa? Der Vergleich beider Diktaturerinnerungen wird dadurch weiter verkompliziert, dass die Sowjetunion bereits vor dem deutschen Einfall von Juni 1940 bis Juni 1941 das Baltikum und Ostpolen besetzt hatte und große Teile der Bevölkerung deportierte. Außerdem tritt mit der spanischen Erinnerung an den Franquismus nach 1975 zumindest eine weitere Diktaturerfahrung in den Blickpunkt.

Dieser Band untersucht nicht nur Denkmalsstürze. Er entfernt sich zumindest auch von einer methodischen Ikone der Erinnerungsforschung. Methodisch hätte der Leser die konstruktivistische Sicht der „invention of tradition“ (Eric Hobsbawm), der „imagined communities“ (Benedict Anderson) und der „Meistererzählungen“ (Hayden White) erwartet. Einleitend relativiert der Heidelberger Zeithistoriker Edgar Wolfrum jedoch diese zum Zitatenschatz geronnenen Pathosformeln. Er insistiert auch wegen der politischen Fernwirkungen auf dem Eigensinn der Ereignisdimension von Geschichte gegenüber der fabrizierenden Mythenbildung. Die Beiträge dieses Bandes verfolgen in aufklärerischer Absicht die konfliktreiche politische Erinnerungsarbeit. Sie zeichnen Verdrängungen, Umschreibungen und selektive Aneignungen nach. Sie orientieren sich damit stärker am Begriff der Geschichtspolitik als an dem neueren Konstruktivismus in der Nationalismusforschung.

Die Beiträge sind in drei Teile aufgeteilt: die Erinnerung an die NS-Vergangenheit und den Zweiten Weltkrieg, die Erinnerung an die Zeit der kommunistischen Diktatur und übergreifende, oftmals literarische Konstruktionselemente, die sich nach 1945 und nach 1990 fanden, wie etwa der Opfermythos oder biblische Motive. Einen Schwerpunkt bildet die Überblendung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik, Österreich und der DDR. Dabei wenden sich Katrin Hammerstein und Heidemarie Uhl gegen die auf M. Rainer Lepsius zurückgehende These einer Internalisierung der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik, einer Universalisierung in der DDR und einer Externalisierung in Österreich, wo man sich nach 1945 gerne als erstes Opfer Hitlers sah. Stattdessen arbeiten die Au-

torinnen und Autoren die Durchmischung und Verbindung aller drei Dimensionen in den drei Gesellschaften heraus. Die osteuropäischen Gesellschaften bieten sowohl eine Erinnerung an die NS-Herrschaft als auch an den Kommunismus. Es finden sich daher zu Polen, zu Rumänien und zur Tschechoslowakei mehrere Beiträge. Besonders für Rumänien fallen die Exkulpationsstrategien der selektiven Erinnerung und der Personalisierung auf, um Kontinuität mit der Vergangenheit herzustellen. Nach 1945 sahen rumänische Autoren die Schuld für den Mord an den rumänischen Juden gänzlich auf deutscher Seite. Aus rumänischen Tätern wurden sogar rumänische Judenretter, weil die politische Führung ungarische Juden im Sommer 1944 ins Land gelassen und ihnen so zur Flucht verholfen hatte. Nach 1990 identifizierte man die kommunistischen Verbrechen mit der Person Ceaușescu, was einer Elitenkontinuität vorarbeitete. In Lettland dagegen ging die Distanzierung vom Sowjetkommunismus soweit, dass aus lettischen SS-Legionären noch Widerstandskämpfer wurden.

Diesem Band zur Geschichtspolitik in nachdiktatorischen Staaten gelingt eine Balance. Einerseits hält er daran fest, dass historische Ereignisse nicht in ihren Repräsentationen aufgehen. Der Holocaust wird so keine Vorstellung unter anderen, die ständig von anderen Vorstellungen überholt werden kann. Andererseits führt dieser Band in die verwirrende Vielfalt sowie in die Kontextabhängigkeit historischer Erinnerungen ein. Beispielsweise wechselte die Rolle der Sowjetunion in der lettischen Erinnerung fast in jedem Jahrzehnt nach 1930. Die hier vertretenen Nachwuchswissenschaftler haben gezeigt, wie sehr es sich lohnt, den Erinnerungen eine Geschichte zu geben.

Fribourg

Siegfried Weichlein

Soziale Bewegungen

Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch, 770 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2008.

Wie schnell kann ein Buch als Standardwerk klassifiziert werden? Bei dem von Roland Roth und Dieter Rucht herausgegebenen Handbuch zu sozialen Bewegungen in Deutschland wird es

sicherlich nicht lange dauern; schon jetzt kann das Buch neben Joachim Raschkes „Soziale Bewegungen“ (1985) und dem von Kai Uwe Hellmann und Ruud Koopmans herausgegebenen Sammelband „Paradigmen der Bewegungsforschung“ (1998) als eines der wichtigsten Werke der deutschen Bewegungsforschungsliteratur benannt werden. Roth und Rucht, zwei der profiliertesten deutschsprachigen Bewegungsforscher, haben mit diesem Handbuch ein Werk vorgelegt, das ein Kompendium der sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945 ist, von Sozialwissenschaftlern und Historikern als Nachschlagewerk verwendet werden kann und auch dem an Geschichte und aktueller Politik der Bundesrepublik, der DDR und dem vereinigten Deutschland interessierten Fachfremden als Lesebuch dienen mag.

In ihrer Einleitung verdeutlichen die Herausgeber ihre Zielsetzung: Sie wollen einen faktenorientierten Überblick bieten, der über historisches Erbe und Aktualität sozialer Bewegungen informiert und dabei Brüche, vor allem aber auch Kontinuitätslinien aufzeigt. Das Handbuch ist als „Zwischenbilanz“ konzipiert (S. 7), denn trotz eines „schwächer gewordenen Elans“ sind die sozialen Bewegungen, so Roth und Rucht, „heute keineswegs am Ende“ (S. 34). Im Gegenteil gelte die Bundesrepublik „mit einigem Recht als ‚Bewegungsgesellschaft‘“ (S. 10).

Das Handbuch behandelt in einem ersten Teil zunächst den historisch-politischen Kontext der Zeit seit 1945. Die in sechs Abschnitte unterteilte deutsche Geschichte – von den Nachkriegsjahren und dem „CDU-Staat“ über die „Große und sozialliberale Koalition“ hin zum „Modell Deutschland“ bis zum Umbruchjahr 1989 für den westlichen Teil und einem Blick auf die regimekritischen und alternativen Akteure in der DDR von 1949 bis 1990 sowie einer abschließenden Betrachtung des wiedervereinigten Deutschlands – wird in Hinblick auf „die Rahmenbedingungen [...] der jeweiligen Bewegungslandschaft“ (S. 35) mit ihren spezifischen ökonomischen, politischen und soziokulturellen Gegebenheiten untersucht. Dabei gehe es nicht um eine Übernahme des Konzepts der *Political Opportunity Structures*, das mit einer zu starken Verengung von Einflussfaktoren und mit einer deutlichen kausalen Abfolge – die bestehenden Strukturen bringen (Gegen-)Bewegungen hervor – einhergehe. Soziale Bewegungen werden stattdessen nicht nur als Reflex auf bestehende Verhältnisse begriffen, „sonst nicht nur als Produkt, sondern auch als Produzenten sozialen Wandels“ (S. 35).